Grünberger Wochenblatt.

19. Jahrgang. **№ 7.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Freitag den **17.** Februar **1843.**

Zur Geschichte des Braunkohlenbaues bei Grünberg.

(Beschluß).

Ueber den chemischen Prozeß bei der Düngung weichen die früheren Ansichten von den jetzigen ab, früher hielt man die Gegenwart des Humus von directem Einflusse, während die Versuche des Forstrath Dr. Hartig neuerlich bewiesen haben, daß der Humus und die Humussäure nur insofern bei der Düngung und dem Wachsthum der Pflanzen wirken, als die dabei gebildete Kohlensäure von den Pflanzenwurzeln absorbirt wird, die dann ihrerseits den Kohlenstoff daraus aufnehmen und den Sauerstoff als Gas entwickeln.

Liebig sagt daher in seiner organischen Chemie Seite 56, „der Humus ernährt die Pflanze nicht, weil er im löslichen Zustande von derselben aufgenommen und als solcher assimilirt wird, sondern weil er eine langsame andauernde Quelle von Kohlensäure darstellt, welche als das Hauptnahrungsmittel die Wurzeln der jungen Pflanze zu einer Zeit mit Nahrung versieht, wo die äußern Organe der atmosphärischen Ernährung fehlen."

Die Kohlensäure der Atmosphäre ist nämlich das Hauptnahrungsmittel der Pflanze, daher sagte kürzlich Präs. Nees von Esenbeck in einem Zeitungsartikel in Sachen der Berieselungsangelegenheit: nicht das Wasser ist es an sich allein, welches den Wiesen das gesteigerte Wachsthum verleiht, sondern die Kohlensäure, welche mit demselben übergeführt wird.

Gehen wir auf unsere Staubkohle und deren Zusammensetzung über, so finden wir nach der früher veranlaßten chemischen Untersuchung, daß selbige nahe an 38 pro Cent Humussäure und 21 pro Cent Humuskohle enthält, wogegen die Humussäure aus Torf und Braunkohle nach Sprengel 58 pro Cent Kohlenstoff besitzt. Die Bedingungen zur Bildung der Kohlensäure sind also in unserer Staubkohle durch die Anwesenheit des Kohlenstoffs in derselben und den Sauerstoff der Luft in reichlichem Maaße gegeben und somit der Vorschlag, die Staubkohle als Düngungsmittel anzuwenden, gerechtfertiget.

Von der Humussäure kann ferner angeführt werden: sie neutralisirt Alkalien, treibt Kohlensäure aus ihren Salzen und ist sogar im Stande, kieselsaure und thonsaure Salze, welche als Steinarten vorkommen, allmählig zu zersetzen. Humussaures Ammoniak aus dem Ammoniak des Mist's entstanden, mit welchem Ackererde gedüngt wurde, gehört zu den vorzüglichsten Düngerstoffen. (Schubarth's technische Chemie 3. Bd.) Die Humuskohle, welche in Berührung mit der Luft einen Theil davon in Kohlensäure umwandelt, wird dadurch in Moder (Humussäure) und Humusextract umgeändert und hierin scheint ein Theil der nützlichen Wirkungen zu bestehen, welche der Landmann durch die Bearbeitung der Ackererde gewinnt, wobei sie, durch das Pflügen aufgelockert und frei von Vegetation,

der ungehinderten Einwirkungen der Luft ausgesetzt wird. Auf diese Weise nehmen alle Theile der Damm-Erde an der Ernährung der Pflanzen Theil, während wahrscheinlich die Auflösung des Humusextracts und humussauren Kalks, vielleicht auch der humussauren Thonerde dasjenige ist, was von den Wurzeln der Pflanzen unmittelbar aufgezogen wird. (Berzelius Chemie 3. Bd. 2. Abthl. v. 1828.) Die Erklärung von der Wirkung dieser humussauren Verbindungen ist nun, wie oben erwähnt, in neuster Zeit berichtigt worden, Liebig giebt in seinem obenangeführten Werke folgende Erklärung: in einem Boden, welcher der Luft zugänglich ist, verhält sich der Humus genau wie an der Luft selbst; er ist eine langsame äußerst andauernde Quelle von Kohlensäure. Um jedes kleinste Theilchen des verwesenden Humus entsteht auf Kosten des Sauerstoffs der Luft eine Atmosphäre von Kohlensäure.

In der Cultur wird durch Bearbeitung und Auflockerung der Erde der Luft ein möglichst ungehinderter und freier Zutritt verschafft. Ein so vorbereiteter und feuchter Boden enthält also eine Atmosphäre von Kohlensäure, und damit die erste und wichtigste Nahrung für die junge Pflanze, welche sich daraus entwickeln soll.

Was die Theorie hier mehrfach nachweist, sollte die Praxis nicht unversucht lassen und daher liegt es im Interesse aller Acker- und Weingartenbesitzer, ja es ist selbst eine dringende Aufforderung für sie, die Staubkohle als Düngungsmittel anzuwenden.

Man versuche dies des nöthigen Stickstoffs wegen in Verbindung mit thierischen Dünger und zwar in verschiedenen Verhältnissen mit demselben und die Erfahrung wird bald zeigen, welches Verhältniß in nöthiger Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit das rechte sei.

Aus Vorsicht nehme man, um sicher zu gehen, anfangs nur kleinere Verhältnißzahlen der Staubkohle zum thierischen Dünger und erwarte die Erfolge nicht schon im halben Jahre, weil wahrscheinlich die Kohle längere Zeit braucht, um zerlegt werden zu können. Am besten ließen sich die Beobachtungen an einem trocknen Boden, der damit cultivirt wurde, anstellen.

Daß ich hiermit nichts Neues anrege, ist mir sehr wohl bekannt, allein für unsern Ort ist es neu und daher hielt ich es für Pflicht, darauf aufmerksam zu machen.

Nach denen mir gütigst gemachten Mittheilungen verdankt die goldne Aue bei Oschatz zwischen Leipzig und Dresden ihre Productionskraft und ausgezeichnet üppigen Wuchs hauptsächlich der Düngung mit Braunkohle neben anderweitigen Düngungsmitteln. Im südlichen Frankreich soll die Staubkohle zur Düngung der Weingärten verwandt werden, was mit animalischen Dünger vermischt zum größten Vortheil derselben gereichen soll.

In einem Theil Böhmens soll man aus den Gruben der Lausitz Braunkohle beziehen und diese zur Düngung der Aecker verwenden.

Bei Oppelsdorf und Olbersdorf in der Gegend von Zittau wird auch Braunkohle gegraben. Die Oppelsdorfer enthält zu viel Schwefel und kann deshalb zur Feuerung nicht verwandt werden, sie wird daher mit Dreschflegeln zerschlagen und als Düngungsmittel selbst in die Ferne hin verfahren. Bei Olbersdorf findet sich wie hier Stück- und Staubkohle, wovon die erstere verfeuert, die letztere aber als Düngungsmittel angewandt wird.

Sollte man nach solchen Beispielen nicht auch hier versuchen, was eigentlich dem Wesen der Sache nach so nahe zu liegen scheint? —

Sollte man nicht rüstig in einer Angelegenheit zu Werke gehen, die einerseits einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen verspricht und die anderseits ein Unternehmen begünstiget, von dem die wohlthätigen Folgen für Gegenwart und Zukunft noch außer aller Berechnung liegen?

Von den Herren Unternehmern, die in ihrer gemeinnützlichen Wirksamkeit dem Gegenstande schon so viel Opfer gebracht haben, läßt sich gewiß die möglichste Förderung dieser Angelegenheit erwarten, sowie, wenn erst die übrigen Gruben eröffnet sein werden, durch die verschiedenen Bezugsstellen dem Publikum eine Bequemlichkeit wegen naher Anfuhr geboten wird, die sich vielleicht nirgendwo wiederholt.

So möge denn der Bergbau wie der Weinbau alle Schwierigkeiten glücklich überwinden, gleich ihm sich immer mehr und mehr consolidiren und eins das andere begünstigen helfen. Reicht doch eine untergegangene Welt einer neu entstandenen die aushelfende Hand, ein Naturreich dem andern die Mittel zur Subsistenz; Grund genug, dem großen Beispiele auch im Kleinern zu folgen und ihm naturgemäß nachzuahmen.

Grünberg im Januar 1843.

G. Weimann, Apotheker.

Zwei Getäuschte.

(Fortsetzung.)

Plötzlich heiterte sich das Wetter auf, der Himmel nahm wieder das dunkle Blau an, das dem Ende des Herbstes gehört, weiße Wolken umschlossen den Horizont wie mit einem Silbergürtel. Man hätte glauben können, noch im Sommer zu sein, wenn die ihrer Blätter gänzlich beraubten Bäume und die heilige Stille der Natur, welche aus jedem Herbsttag einen zwölfstündigen Sommerabend macht, nicht das Gegentheil gesagt hätten. Nur Finken und Blaumeisen waren in den Bäumen zu sehen; die wenigen Blumen, die dem ersten Froste wiederstanden hatten, waren klein, farblos, und kein Käfer schwirrte um sie her und versuchte sich in ihren Kelch zu schleichen.

Die Hoffnung und die Erinnerung haben dasselbe Prisma: die Entfernung. Vor oder hinter uns rufen wir das Glück, das wir nicht erreichen können, das wir noch nicht, oder nicht mehr haben. Das giebt eben den Dingen, welche wir zu verlieren fürchten, so vielen Werth. Der Sonnenuntergang, die letzten schönen Tage des Herbstes erfüllen uns mit einer süßen und doch schmerzlichen Sehnsucht, gleich der, die wir bei einem Freunde empfinden, der im Begriff ist, eine lange Reise zu unternehmen. Martha und Roger empfanden Beide diesen unwiderstehlichen Einfluß, aber da sie nicht bei sich selbst das Mittel fanden, diese geistige Unruhe zu beschwichtigen, so waren sie einander lästig, und vermieden sich so sehr es möglich war.

Nur Schwachköpfe sind für ihren Bedienten oder Haarkräusler geistreich; nur Dummköpfe oder Gefühllose lassen ungestört die geheimen Bewegungen ihres Herzens Menschen sehen, welche gleichgiltig oder unfähig sind, sie zu verstehen.

Die beiden Gatten waren, ein Jeder für sich, fest überzeugt, daß der Andere das, was in ihm vorginge, nicht fassen könne, und niemals war ihre Unterhaltung trockener und bewegte sich mehr in alltäglichen Redensarten. Roger blickte jetzt um sich und fand sich in einer traurigen Einsamkeit; Martha nahm den Platz ein, der so viel Glück geben konnte, das sie nicht gab; Leon Moreau vergaß in den Vergnügungen zu Paris den Verbannten und fand keine Zeit, ihm zu antworten; Alles war ihm fremd und fast feindlich. Bald befand er sich in jener Gemüthsstimmung, wo man nichts wünscht, wo Erde und Himmel keine Bedeutung für uns haben; wo der Gedanke in uns stockt und das Gefühl träg und erstorben ist.

In solchen Augenblicken ergreifen wir den geringsten Zufall, der uns aus dieser Erstarrung reißen kann, mit Dank. Roger glaubte sich gerettet, als er einen dicken Brief aus Paris erhielt. Er wog ihn in der Hand, und freute sich bei dem Gedanken, daß er wohl länger als eine Viertelstunde daran zu lesen haben würde; er traf seine Vorbereitungen, um dieses Vergnügen ungestört genießen zu können, legte frisches Holz zum Feuer und öffnete das Siegel.

Leon Moreau an Roger. — „Lieber Roger, beiliegend erhältst Du einen Brief, den ich unter Deinem angenommenen Namen erhalten habe. Seit Deiner Abreise habe ich stets alle Briefe, die ich für Geschäftsbriefe hielt, geöffnet; dieser aber, wenn ich nach der kleinen Schrift und den gedrängten Zeilen urtheilen darf, scheint kein Geschäftsbrief zu sein, weshalb ich mich entschlossen habe, ihn Dir zuzuschicken. Uebrigens müssen die Wunden Deines Herzens wohl nun vernarbt sein und es ist Dir vielleicht angenehm, wieder einen Blick in die Vergangenheit zu thun. Ihr müßt wohl viel Becassinen haben? Ich denke, in diesem Winter einige Wochen bei Dir zuzubringen. Deine Aufträge für Paris werde ich stets treu besorgen. ꝛc. ꝛc."

M. M. an Herrn Vilhem. — „Mein Herr, ich schreibe Ihnen, obgleich es vielleicht besser wäre, es nicht zu thun, vielleicht zerreiße ich auch den Brief, wenn ich ihn fertig geschrieben habe. Ich habe Ihre Werke gelesen, mein Herr, und es schien mir, als sei es mir gegeben, Manches darin zu erblicken, was die Welt nicht sieht; ich habe manche Stellen gefunden, welche die unklaren Ideen und Gefühle meines Herzens so richtig bezeichnen, als wären sie ausdrücklich für mich geschrieben. Es schien mir, als wären alle diese für Jedermann geschriebenen Werke in der That nur in meinen Händen an die richtige Adresse gelangt. Ich weiß sie fast auswendig und lese sie doch immer wieder; wenn ich traurig bin, suche ich die Stellen, wo eine der meinen ähnliche Melancholie herrscht; ich lese sie, ich weine mit Ihnen und fühle mich erleichtert; meine Traurigkeit wird mir sogar lieb und ich liebe fast ihre Ursache.

„Fühle ich mich glücklich, so lese ich die heiteren Stellen und träume mich an die Stelle Ihrer Helden. Eines Ihrer Bücher besonders enthält eine

kleine Romanze, die so einfach und schön ist, daß sie mich über allen Ausdruck entzückt: um sie zu singen, habe ich die Worte allen Arien angepaßt, die ich besitze; doch keine hat mir ganz genügt. Wahrscheinlich haben Sie, mein Herr, die Worte nach einer bestimmten Melodie gedichtet; könnten Sie mir wohl dieselbe schicken? Ich lege sehr viel Werth darauf. Sie ist mir fast heilig und ich singe sie nur, wenn ich allein bin.

(Fortsetzung folgt.)

Ziethen.

Der größte König wollte gern seh'n,
Was sein' Gen'rale wüßten:
Da ließ er an alle Briefe ergehen,
Daß sie gleich schreiben ihm müßten:
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

Der Vater Ziethen, der alte Husar,
Besah verwundert den Zettel:
„Der König hält mich zum Narren wohl gar,"
So flucht er, „was soll mir der Bettel?
Husar, das bin ich, Potz Element!
Kein Schreiber oder verpfuschter Student."

Da macht' er auf'nen Bogen Papier
'Nen großen Klex in der Mitten:
Rechts, oben, links, unten dann Linien vier,
Die all' in dem Klexe sich schnitten;
Und jede endet auch in 'nem Kler,
So schickt' er den Bogen zum alten Rex.

Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revue dann denn Alten:
„Zum Schwernoth, Ziethen, ist Er toll?
Was soll ich vom Wische da halten?"—
Den Bart streicht sich Ziethen „das ist bald erklärt,
Wenn Euer Majestät mir Gehör gewährt."

„Der große Klex in der Mitte bin ich,
Der Feind — einer dort von den vieren;
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschieren;
Dann rück' ich auf einem der Striche vor,
Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, auf's Ohr.

Da hat der König laut aufgelacht,
Und bei sich selber gemeint:
„Der Ziethen ist klüger wie ich es gedacht,
Sein Gekritzel sagt mehr, als es scheint;
Das ist mir der beste Reitersmann,
Der den Feind schlägt, wo er ihn kriegen kann!"

Mannichfaltiges.

Ein Commis aus Hamburg kommt vor einiger Zeit an das russische Zollamt, um 10,000 Hamburger Federkiele nach Rußland zu verzollen und einzuführen. Es war grade Mittag und die Beamten beim Essen, nur ein Aufseher war gegenwärtig, der den Reisenden andeutete, er solle Nachmittags kommen. Der Kaufmann lud seine Kiele ab und wartete auf- und abgehend. Der Aufseher bat ihn um einen Federkiel, den der Reisende verweigerte. — Der gemeine Russe ist aber wie ein Kind, was er sieht, muß er haben; während sich also der Kaufmann umwandte, nahm der Aufseher einige Kiele und ging fort, um sie zu schneiden. Beim Anschneiden findet er aber im Kiel ein Blättchen Papier, entfaltet es und siehe da, es war eine Banknote von 1000 Rubel. Er eilt sogleich zum Einnehmer, und erzählte ihm den Hergang, dieser nimmt einige Kosaken, packt den Federhändler, untersucht die Federn und findet sie ebenso mit gut nachgemachten Tausendem angefüllt, worauf der Kaufmann sammt der Waare ins Gefängniß gebracht wurde. —

*In Frankfurt a/M. ist es nach und nach Sitte geworden, daß die Eltern beim Eintritt der Kinder in die Schule und beim Abgang aus derselben etwas in die Lehrer-, Wittwen- und Waisenkasse legen. Es läuft dies bei einer stark besuchten Schule jährlich mindestens in die Hunderte von Thalern. Auch bei andern Gelegenheiten, bei Sterbefällen, bei Entscheidung von Streitigkeiten ꝛc. werden Gaben gespendet. Wäre dies auch nicht anderwärts nachzuahmen? Ist es nicht ein trauriges Zeichen, daß an manchen Orten ein Lehrercollegium im Laufe vieler Jahre nicht ein sichtbares Zeichen von Dankbarkeit der Schüler und Eltern erlebt. Die Lehrer sollen sich aufopfern, wer aber opfert sich denn für sie auf? —

Druck und Verlag von W. Levysohn.